

Schluss der Klage!

*Kraft und Gestaltungswille sind uns einverleibt
und gerade in Krisenzeiten abrufbar*

Von Annelie Keil

Ein kleines Virus mit großer Wirkung hält die Welt in Atem, flimmert als farbiger Igelball über die Fernsehschirme, fordert Politik, Wissenschaft, Gesundheitssystem und die Menschen heraus, will täglich mit Zahlen, Prognosen, wissenschaftlichen Anstrengungen und ermutigenden Kampfansagen besser verstanden, diagnostisch eingefangen und weniger unschädlich gemacht werden. Der Name »Corona« brennt sich ein, überflutet die Wahrnehmung, erzeugt Verwirrung und Chaos, wird zum Brennglas für Lebenswirklichkeiten, die nicht neu sind, aber deutlicher sichtbar werden. Die Sorgen und Ängste der Menschen haben viele Gesichter, die Leugnungs- und Bagatellisierungssucht auch. Das Zusammenleben der Menschen verändert sich, auch das persönliche Leben. Die Ängstlichen trifft der Spott derer, die angeblich vor nichts Angst haben. Die einen leiden mehr als die anderen: Diejenigen, die ihre Angehörigen bis ins Sterben hinein nicht

begleiten konnten, die monatelang in ihren Zimmern eingeschlossen waren und jetzt Alten- und Pflegeheime für Seuchenstationen halten und sich noch mehr vor ihrem Alter fürchten; junge Erwachsene, die ihre gerade aufgebauten Existenzen und ihre Arbeit verloren; all die, die das Gespenst der Armut im Nacken spüren; die kleinen Kinder, die wichtige Entwicklungszeiten verloren haben und all die vielen, die unverschuldet und schneller als gedacht an den Rand der Gesellschaft geraten sind.

Das Ausmaß der sozialen, ökonomischen und geistig seelischen Folgen wie die Notwendigkeit gesellschaftspolitischer, struktureller, aber auch persönlicher Veränderungen und Konsequenzen ist auf lange Sicht nicht kalkulierbar. Die Eltern und ihre Kinder aber brauchen jetzt jene Schulen und Kitas, die sie nicht hängen lassen,

Annelie Keil, Sozial- und Gesundheitswissenschaftlerin, ist seit 2004 emeritierte Professorin und ehemalige Dekanin an der Universität Bremen. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Gesundheitswissenschaft und psychosomatische Krankheitsforschung, Biografie- und Lebensweltforschung sowie die Arbeit mit Menschen in Lebenskrisen.



Solidarität und Hilfe: Vielerorts unterstützten sich die Menschen, um die von der Pandemie besonders Gefährdeten zu schützen

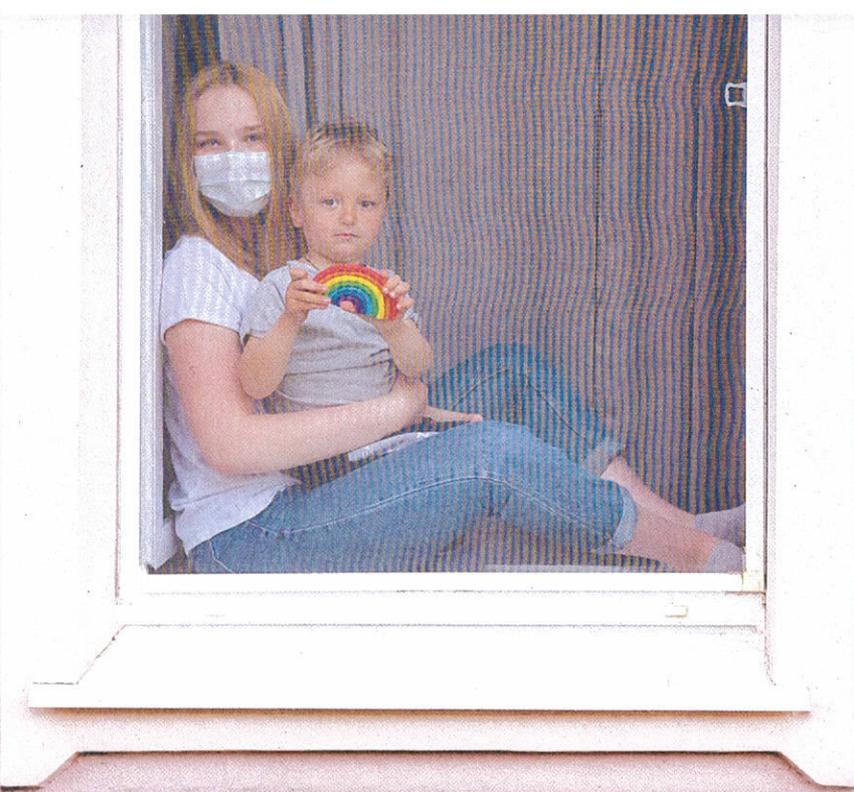
FOTO: ISTOCK BY GETTY/
ZBYNEK POSPISIL

sondern gemeinsam mit ihnen Perspektiven entwerfen. Die Jugendlichen mit oder ohne Abitur brauchen jetzt eine zukunftsbezogene Orientierung. Alte Menschen müssen sich wieder zu leben trauen und jetzt ihr Lebensruder erneut selbstbestimmt in die Hand nehmen und sich nicht mit 65 zum potenziellen Pflegefall abstempeln lassen. Sie müssen und wollen an ihre Wirkungsstätten zurück, um sich selbst und anderen zu helfen.

Dass eine Pandemie mehr als ein medizinisch relevantes Ereignis ist, wurde relativ langsam verstanden. Weder kam die Pandemie über Nacht noch von ungefähr und wird auch nicht einfach wieder verschwinden, so sehr wir in falscher Hoffnung verharren. Die Ungewissheit nervt. Dass jedes kollektive Schicksal immer auch individuell und subjektiv erfahren und erlitten wird, ist kaum zu leugnen, aber schwer auszuhalten. Dass es manche doppelt und dreifach trifft macht die Gleichgültigkeit schwerer. Wer Augen zu sehen, Ohren zu hören, Hände zum Handeln und Herz und Verstand zum Verstehen hat, weiß, dass politische Maßnahme-Kataloge nicht reichen, um eine Krise wie diese zu bewältigen. Nicht nur der Staat, die Hilfsorganisationen, wir alle sind gefordert, anwesend zu sein »Wer fühlt, was er sieht, gibt, was er kann«, stand auf einem Plakat über die Not von Obdachlosen. Knapper kann man kaum sagen, um was es zivilgesellschaftlich geht.

Wer wissen will, dass in Krisen wie der Pandemie arme Menschen ärmer werden, Wohnungslose in größere Not geraten, alte Menschen sich ohne Angehörige oder Freunde nicht nur in Heimen hilfloser und ohnmächtiger vorkommen, dass auch Kinder und Jugendliche massive Zukunftsängste entwickeln und viele von uns neue Formen von Lebensängsten und seelischen Nöten erleben, kann dies jeden Tag in einer Zeitung, im Radio oder im Fernsehen erfahren. Jeder kann entscheiden, was sie oder er überhaupt wissen will, noch ertragen kann oder glauben soll. In jedem Artikel und in jeder Talkrunde immer wieder mit den gleichen Statistiken und Kommentaren überfallen zu werden, führt weder zu politischer noch zu persönlicher Einsicht, noch gar zu Weitsicht oder praktischem Handeln. Dass mit jedem Tag der Pandemie, des Klimawandels, der Fluten und Brände Armut und Ausgrenzungen aller Art wachsen und dass gleichzeitig daran auch Milliarden verdient werden, einige dieser Großverdiener im Weltall herumfliegen, um nach neuen Reisezielen jenseits der Erde Ausschau zu halten, dass Präsidenten vor brennenden Dörfern mit Teebeuteln um sich werfen, um Trost zu spenden oder manche Regierungen bei der außenpolitischen Krisenbewältigung »ein multiples Organversagen« zeigen, gehörte zu den Informationen, vor denen ich mich retten musste, um nicht den Verstand, aber auch meine Tatkraft zu verlieren.

Die Übung in Zuversicht – nicht blinder Glaube oder Optimismus – ist gefragt. Die Suche und Umsetzung von bescheidenen, aber mutigen Möglichkeiten, sich einzumischen und Zeichen zu setzen. Aber auch diese Aufforderung ist wahrlich nicht neu, nur wird sie in leibhaftig erlebten Krisen unmittelbar vor unseren Türen eindringlicher und nachvollziehbarer. Wie kleine Kinder brauchen wir einander, um zu leben



Die Welt auf dem Kopf

Von Catrina E. Schneider

**Auch wenn
nachts
die Welt auf dem Kopf steht
fallen wir nicht
aus dem Bett
und die Ziegel
nicht vom Dach**

**nicht nur die Erde
trägt
auch der Himmel
hält
uns**

und uns bis zum Ende unserer Tage zu entwickeln. Unsere Freiheit ist eingebunden in das Miteinander, das von Anfang an und auch in guten Tagen unsere Lebensgrundlage ist. Spontan haben viele Menschen besonders zu Anfang der Pandemie durch die Kontaktbegrenzungen spüren können, wie kompliziert und komplex der Umgang mit Distanz und Nähe, mit Familie und Freunden, mit Widerstand und freiwilliger Akzeptanz ist.

Wir wissen genug und ahnen mehr, was uns auch auf den Sonnenseiten des Lebens treffen kann. Selten wurde so viel, oft undifferenziert, pauschal und verallgemeinernd über die Lage und Gefühle Millionen alter Menschen fabuliert, ohne sie selbst zu fragen oder an Lösungen zu beteiligen. Über Kinder und Kitas in der Pandemie, über alleinerziehende Mütter und Väter in engen Wohnverhältnissen, über Pflegenotstände, ohne dass die seit Jahren vorliegenden Studien und Gutachten zur Armut von Kindern, zur Lage alter Menschen, zur Pflege, zur Arbeit der Angehörigen einbezogen und auf Lösungsversuche abgeklopft wurden.

Ein Mitarbeiter des THW findet bei den Aufräumarbeiten im Flutgebiet eine kleine Puppe im Gebüsch. Weg auf den Müll? Das Gesicht seiner kleinen Tochter vor Augen, spürt der Vater, wie sehr sie ihre Puppe vermissen würde und nimmt sie mit. Er hängt ein Foto der lädierten Puppe an ein schwarzes Brett auf der Suche nach der Eigentümerin, nimmt sie mit nach Hause, reinigt sie gründlich, seine Schwiegermutter näht neue Kleider. Inzwischen hat sich die vier Jahre alte Besitzerin gemeldet. Beim nächsten THW-Einsatz vor Ort wird die kleine Puppe übergeben.

Handeln, Mut und Entscheidung, Widerstand, Empathie und Mitgefühl ersticken nicht nur in der Politik, sondern auch in jedem von uns. Wir warten ab, wo wir entscheiden könnten, wir greifen ein, wo Geduld gefragt ist, wir suchen nach Schuldigen, damit wir selbst ungefragt bleiben. Das Mantra heißt »Eigentlich«, jener ständige Vorbehalt, sich selbst aus dem Weg zu gehen statt sich

auf den Weg zu machen. Eigentlich müssten, könnten, sollten, wollten und dürften wir etwas schon lange, aber wir trauen uns nicht, drücken uns, verschieben. Das pandemisch verschreckte Denken tritt auf der Stelle, reduziert das Handeln auf die Verteilung von Schutzmasken körperlicher und geistiger Art. Notwendige Impfbereitschaft muss man mit kostenloser Bratwurst erkaufen.

Aber Schluss der Klage an dieser Stelle. Die Anfänge sind gemacht. Schon immer und auch heute schafft sich der Anfängergeist Bahn. Sie schwänzen am Freitag die Schulen und machen andere Schulen auf. Sie ziehen Gummistiefel an, nehmen die Schippe in die Hand und tun, was zu tun ist. Sie fahren mit Impfmobilien durch die Gegend und sie hängen zu den kirchlichen Festtagen die Predigt oder einen Psalm auf eine Wäscheleine vor die geschlossene Kirche.

»Wäre ich ein Gott, zu dem man betet, ich käme in die größte Verlegenheit ... Ich stiftete einen Orden und im Banner wäre: die lustig hüpfende Träne«, so dichtete einst Paul Klee. Ich male mir auch eine große, freudige, manchmal sehr traurige Träne, gebe ihr ein Banner in die Hand, auf dem steht, was wir eigentlich alle wissen: Im Augenblick unserer Geburt sind wir Angehörige und Zugehörige, nicht nur einer Familie, sondern auch der historisch konkreten Welt, in die wir hineingeboren werden. Neun Monate Intensivpflege liegen hinter uns, weitere Hilfen, Berührung und Zuwendung waren nötig, damit wir langsam auf die Beine kommen und Autonomie und Freiheit gewinnen. Wir haben erfahren, was man zur Lebensentwicklung braucht und auch, dass menschliches Leben auf Gegenseitigkeit beruht: füttern und gefüttert werden, sprechen und angesprochen werden, sorgen und versorgt werden, pflegen und gepflegt werden. Als natürliche und selbstverständliche Grunderfahrung des frühen Lebens ist sie uns als Kraft und Gestaltungswille einverleibt und gerade in Krisenzeiten wie einer Pandemie abrufbar. ♦

Anerkennung und
Bewunderung:
Wie in Großbritannien
dankten die Menschen
den Beschäftigten des
Gesundheitswesens
mit dem Symbol des
Regenbogens

FOTO: ADOBESTOCK/SHINTARTANYA